



Die Verladung

(Auszug aus dem Roman *Alle unsere Spiele*)

von Erika Mitterer

Ich erfuhr zufällig, dass meine Mutter unserer ehemaligen Kinderärztin [Dr. Feldstein], einer Jüdin, der sofort ihre Praxis entzogen worden war, eine unserer Lebensmittelkarten überließ, obwohl auf solche Vergehen drakonische Strafen standen. Ich bewunderte meine Mutter, glaubte aber, dass sie falsch handle [...]: „Das ist doch verboten, Mutter“, sagte ich, „stell dir vor, wenn jeder...“ – sie schnitt mir das Wort ab. „Ich weiß“, sagte sie. „Aber wem schaden wir denn damit? Doch höchstens uns selbst!“ Eindringlich setzte sie hinzu: „Ohne diese Frau wär dein Bruder vielleicht nicht mehr am Leben!“ ... Aber dass unser Leben jetzt eben nicht mehr uns selbst gehörte, sondern der „Volksgemeinschaft“ und dem „Führer“, das konnte sie offenbar überhaupt nicht begreifen!

Ich äußerte mich in diesem Sinn zu Horst, natürlich ohne den konkreten Anlass zu nennen, und er riet mir, Geduld zu haben, ältere Leute brauchten eine Weile zur Umstellung, bei seinem Vater sei es genau dasselbe. – „In jeder Zeitenwende scheiden sich die Geister in die, welche in die Zukunft blicken und neue Ziele erkennen, und jene, die sich an die brüchigen Ideale der Vergangenheit klammern.“

[...]

Ich habe dir dies alles so ausführlich berichtet, um dir eine kleine Szene begreiflich zu machen, die ich nun schildern muss. [...] Ich war seit Kurzem Führerin einer Gruppe zehn- bis elfjähriger Mädchen, mit denen ich an den Sonntagen Wanderungen machen, Appelle abhalten, Sammlungen durchführen musste. Ich nahm meine Aufgabe sehr ernst; die Kinder fühlten meine aufrichtige Begeisterung und hatten mich trotz meiner Strenge gern.

An einem noch finsternen Sonntagmorgen Ende Oktober hatte ich meine kleine Schar versammelt, und wir marschierten singend durch den Nebel. Ich musste ein wenig zurückbleiben, ich glaube, einem der Kinder war ein Riemen gerissen – und es ärgerte mich, dass die anderen nicht in Reih und Glied vor-



Foto: Josef Zuzak

Erika Mitterer, 1996
(neben ihr die Verlegerin Renate Niedermaier)

ausmarschierten, wie ich ihnen befohlen hatte, sondern dass sie stehen blieben und schauten. „Was ist denn dort los?“ brummte ich; die Kleine neben mir sagte eifrig: „Ich glaub, dort werden Juden verladen! Das macht die SA gern am Sonntag früh.“ – Eine sachliche Auskunft, ohne besonderen Akzent. Und es zeigte sich, dass sie stimmte.

„Weitergehen!“ befahl ich, sobald wir die anderen eingeholt hatten. Den großen Lastwagen, der vollgestopft mit Menschen war, streifte ich nur mit einem scheuen Blick; viele Dinge sind notwendig, die man nicht gerne sieht. So war ich dem Schauspiel eines Schlachtfestes auf dem Lande immer ausgewichen. Aber manche Kinder muss dergleichen mit unheimlicher Gewalt anziehen. –

Meine Mädchen setzten sich nicht stramm in Bewegung, wie ich es sie gelehrt hatte. Was galt ihnen mein Befehl gegen die scherzhaften Zurufe des Chauffeurs, eines feschen SA-Mannes, die man allerdings kaum verstehen konnte, er sprach das Idiom eines sehr weit entfernten Gaus. Zwei andere überwachten die Verladung. Sie standen in lässiger Haltung dabei und rauchten. „Hoppla!“ riefen sie, als nun der letzte, ein alter Mann, beim Versuch



aufzusteigen ein zweites Mal zurückfiel. „Nur immer mit der Ruhe, Opa! Ohne dich fahren wir schon nicht!“

Einige meiner Mädchen kicherten. Ich aber starrte die Frau an, die sich vorbeugte und dem Alten beide Hände entgegenstreckte, um ihm zu helfen. Sie sah Frau Dr. Feldstein ähnlich. So mochte die Ärztin vielleicht in zwanzig Jahren aussehen ... Genau konnte ich ja die Gesichtszüge bei dem grellen Licht der Laterne, das vom Nebel immer wieder überwallt wurde, nicht unterscheiden. Dennoch hatte die Fremde wohl mein staunendes Starren gespürt, denn als der Mann oben auf der Plattform Fuß faste in der schwarzen, stummen Menge, wendete sie sich noch einmal um und blickte zu mir hinunter. Ein Stich des Schreckens ging mir durchs Herz, denn da lächelte sie plötzlich, lächelte ein zartes kleines Lächeln des Erkennens, in dem Trauer und Freude enthalten schienen. Und nun kam noch ein Gefühl hinzu, als sie meine braune Jacke und mein Abzeichen erkannte und mit einem Blick die Gruppe überflog, deren Anführerin ich war. Welch ein Gefühl –? Sie verachtet mich! dachte ich und spürte doch: Verachtung war's nicht, was jetzt ihr Lächeln auslöschte und ihre müden, in tiefen Höhlen liegenden Augen ganz verdunkelte. Wie arrogant sie ist, immer war sie so arrogant, ich hasse sie! Mein Gesicht brannte vor Scham: *Ich fühlte, dass ich ihr leid tat!*

Einem der SA-Leute musste etwas aufgefallen sein. Er spuckte die Zigarette aus und trat mit seinem Stiefel darauf. Er gab seinem Kameraden ein Zeichen, sie klappten rasch die Rückwand des Wagens hoch, und gleichzeitig ließ der Fahrer den Motor an. Und der SA-Mann schaute noch einmal scharf zu mir herüber, und dann musterte er die Gefangenen, als wolle er wissen, welchen von ihnen ich kenne. Aber jetzt sah Frau Dr. Feldstein ebenso stumpf in den Nebel wie alle anderen. Sie ist es ja gar nicht, dachte ich, ich hab mir das nur eingebildet, es ist eine ganz fremde Person! Da fixierte der SA-Mann mich, stieß den Arm vor und schrie: „Na, Mädels? Heil Hitler! Juda verrecke!“

Und meine Kinder, die doch sonst nicht auf mein Zeichen warteten, wenn sie den „deutschen Gruß“ ausrufen sollten, drehten mir alle gleichzeitig ihre blassen, verlegenen Gesichter zu. „Heil Hitler!“ rief ich; war ich heiser, hatte ich Tränen im Hals? Sie ist es doch gar nicht, dachte ich, und zugleich: Warum verachtet sie mich? Was kann denn ich dafür? Hassen

soll sie mich, denn ich hasse sie auch, wer sich so verladen lässt wie ein Stück Vieh, der ist ein Vieh, warum sterben sie denn nicht lieber vorher?

Meine Hand wusste, was sie zu tun hatte, mein Arm, meine Zunge. „Juda verrecke!“ schrie ich, es klang hell wie ein Fanfarenton, und alle Kinderstimmen fielen ein. Schon marschierten wir im gleichen Schritt und Tritt davon, ohne uns noch einmal umzublicken. Wir hörten den Motor aufjaulen wie eine Bestie, die aus dem Käfig entweicht. Den Wagen sahen wir nicht mehr, er fuhr in die andere Richtung.

Die Kinder fingen von selbst an zu singen. „... denn heute hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt ...“ Nun kann ich nicht mehr zurück, empfand ich, und wusste erst in diesem Augenblick, dass ich vorher noch geschwankt hatte. Nun war alles endgültig entschieden. Heute weiß es Deutschland und morgen die ganze Welt ...

In diesem einzigen Augenblick fühlte ich, dass ich mich falsch entschieden hatte. Aber es war unwiderruflich. Horst, dachte ich, Horst ist ja auch auf unserer Seite! Ich hätte gern geweint, aber das ging nicht, ich war ja nicht allein. So sangen wir weiter; wir sangen alle Lieder, die wir kannten, und weckten die Sonntagsschläfer aus dem Morgenschlummer. Nie mehr später im Leben kann man so mutterseelenallein sein wie mit sechzehn Jahren. Warum reden die Erwachsenen nicht mit uns über die Dinge, die unser Leben entscheiden? Warum hat kein Mensch aufrichtig mit mir gesprochen?

„Alle unsere Spiele“ von Erika Mitterer ist jetzt auch als Taschenbuch um € 12,- erhältlich.



„Die hinreißende Vergangenheitsbewältigung der Erika Mitterer“
(Eleonore Thun, Wochenpresse)